808.3
H12r

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

Hochgeehrte Versammlung!

Bedeutung des Romans.

Der Roman der Neuzeit ist für die Gesellschaft von durchgreifender Bedeutung. Hat er doch, will er sich über das Niveau bloßer Unterhaltungslektüre erheben, die hohe Aufgabe, im Gewande eines freien poetischen Kunstgebildes die bewegendeN Ideen und geistigen Errungenschaften aller Zeiten dem Gebildeten vorzuführen, dem's nicht vergönnt ist, sie sich selbst aus den tiefen Schachten der Wissenschaft herauszufördern. Der Roman hat heute die schwierige Mittlerrolle zwischen Wissenschaft und Leben übernommen: er ist faktisch die Hauptquelle, aus welcher dem der Wissenschaft Fernerstehenden vorzugsweise die Kunde von deren Ergebnissen zuströmt und zwar ganz besonders den Frauen, deren poetischem Kunstsinn die Wahrheit des Gedankens am liebsten in Verbindung mit Schönheit der Form zusagt.

Diese kultur-historische Bedeutung des Romans in unserer Zeit schien mich dazu zu berechtigen, Sie auf ähnliche litterarische Erscheinungen in der alten Welt aufmerksam zu machen, die für uns um so größeres Interesse haben müssen, als das Vorbild des deutschen Romans in seinen Uranfängen, der französische des 17. und 18.

50815

Jahrhunderts sich unmittelbar an die gleichartigen Schöpfungen des Alterthums anlehnt.

Antiker Roman oder Novelle?

Wenn der Roman mehr epische, die Novelle mehr dramatische Elemente enthält, so gibt es in strengem Sinn im Alterthum nur Novellen: die Personen handeln mehr mit bereits abgeschlossener Individualität, als daß sich der Dichter angelegen sein ließe, dem Leser das Sichverhärten der Charaktere genetisch vorzuführen. Ziehen wir es trotzdem vor, diese Dichtungen des Alterthums lieber Romane zu nennen, so bestimmt uns dazu einmal der bedeutende Umfang dieser Werke, sowie die charakteristische Erscheinung, daß sie, obgleich sämmtlich den letzten Jahrhunderten des Alterthums angehörig, übereinstimmend in der klassischen Periode des fünften Jahrhunderts vor Christus, d. h. etwa 8 Jahrhunderte vorher, spielen.

Erste Versuche.

Die in frühere Zeit, in die ersten nachchristlichen Jahrhunderte fallenden Versuche Lucians und der Römer Petronius und Apuleius auf diesem Gebiet sind eher Sitten- und Charakterbilder zu nennen, da sie mit Verzichtleistung auf berechneten und straffgeschürzten Plan Scenen an Scenen nur lose aneinander reihen. Die romantische Einkleidung diente ihnen ja nur als Mittel zum Zwecke satirischer Ausfälle gegen die sittliche Verdorbenheit ihrer Zeit, daher denn auch ihr an Sittenlosigkeit den zu geißelnden Verhältnissen adäquater Stoff sie wesentlich von den eigentlichen Romanen unterscheidet.

Einfluß des Orients.

So findet sich der Roman nur bei den Griechen, so daß man schon um dessentwillen, ganz abzusehn von der den Orientalen speziell eigenthümlichen Episodeneinschachtelung, wie sie dem antiken Roman eignet, einen gewissen Einfluß des nahen Orients wird anzunehmen haben. Es

ist dieser Einfluß auf Rechnung des damals allgemein sich Geltung verschaffenden geistigen Uebergewichts von Orient über Occident zu setzen.

Zartheit der Behandlung.

Als ein wahres Wunder in einer Zeit, wo alle Sittlichkeit aus den Fugen gegangen war, tritt uns nun die bezeichnende Erscheinung entgegen, daß der griechische Roman an sittlicher Reinheit und Zartheit in Auffassung seelischer Prozesse keinem unserer für gute Gesellschaft geschriebenen Romane nachsteht: es ist gleichsam als ob das erst jetzt erfolgte Erwachen des Verständnisses für das ächt Weibliche, wie jede Entdeckung einer großen Wahrheit, nunmehr nur ein ehrerbietiges Sichnahen gestattet hätte, als ob das in seiner eigensten Natur nun endlich gewürdigte Weib jenen mächtigen Zauber ächten Frauenthums gleich an ihren ersten Anwälten hätte erproben wollen.

Sentimentalität.

Im Gefolge dieser Ritterlichkeit der ersten Romandichter gegen das schöne Geschlecht bemerken wir einen stark ausgesprochenen Zug nach einer mehr uns Modernen geläufigen, sentimentalen Auffassung der Welt und des Lebens, die mit der Denkart des klassischen Alterthums in größtem Widerstreit sich befindet.

Objektivität der klass. Zeit.

Zur Erklärung dieser totalen Verschiebung des Verhältnisses vom Menschen zur Erscheinungswelt müssen wir vor allem die Thatsache in Anschlag bringen, daß das Streben nach Verinnerlichung, nach Einkehr des Menschen in sich selbst, die geschichtliche Idee der ganzen nachklassischen Entwicklung der Menschheit darstellt, bis sie im Christenthum ihren äußern Abschluß findet. Der Grieche der klassischen Periode steht der ihn umgebenden Welt in objektiver Klarheit gegenüber: sein innerstes Wesen erkennt er in der vollkommensten Harmonie mit der Welt, daher er denn auch die Welt als das treueste Gegenbild seines

eigensten Ich's mit ganzer Brust umfängt. Ausdruck dieser Objektivität ist's, wenn man das Leben mit einem Volksfest vergleichen konnte, bei welchem man die Welt mit all' ihrem bunten Schaugepränge freudig an sich vorüberziehen lasse. Uns Modernen freilich ist das Bild des Jammerthals geläufiger.

Anthropomorphismus.

Es ist dies auch eine Erklärung für den Anthropomorphismus der griechischen Religion, den man sonst aus der Anlage der Griechen zur Plastik herzuleiten pflegt. Nur ein Volk, das in der Natur sein eigenes Wesen wiederfand, konnte die gewaltigen Naturmächte so zutraulich mit seinem eigenen Menschensinn und seiner eigenen Menschengestalt ausstatten.

Naturgefühl.

Nur im Vorbeigehen können wir hier die große litteraturreiche Streitfrage berühren, ob der Grieche der klassischen Zeit bei dieser seiner Objektivität Gefühl für Naturschönheit gehabt habe. Gewiß hatte er dies in hohem Grade: nicht umsonst hat er die einsamen Feld- und Waldkapellen seiner Götter immer an den schönsten Punkten entstehen lassen; nicht umsonst hat er sein großes Nationaltheater zu Athen in der Weise an den Burgfelsen der Akropolis angelehnt, daß dem Zuschauer zugleich der offene Blick auf's Meer und die in blauer Ferne verschwimmenden Eilande vergönnt war: aber um dieses sein Naturgefühl in Worte zu fassen und in schönen sentimentalen Phrasen wiederzugeben, dazu stand er der Natur zu nahe. Ihm genügte es, die Naturschönheit zu fühlen. Dies ist der Grund, warum uns Modernen die letzten Perioden des Alterthums mehr Verständniß für das Naturschöne zu haben scheinen, eben weil sie die Natur aus weiterer Ferne betrachteten.

Mysterien.

Nur in einem Auswuchs des religiösen Lebens, den Mysterien zu Eleusis hat der Mensch mit der Natur gebrochen: aber diese Mysterien, welche das Leben auf der schönen Erde als einen Zustand des Leidens, den Tod als Erlösung aus dem Jammer und Quelle der Seligkeit dogmatisch hinstellten, haben immer nur wenigen Auserwählten, meist dem athenischen Patriciat, geeignet, ohne je volksthümlich werden zu können, und dies aus dem guten Grunde, weil dieser Geheimdienst seine asiatische Herkunft und seinen ungriechischen Charakter nie hat verläugnen können.

Philosophie. Bruch zwischen Natur und Mensch.

Lange hat freilich dieser Zustand naiver Objektivität nicht gedauert. In der Philosophie, die in allen Zeiten der Geschichte vorauszueilen pflegt, macht sich die Scheidung des Menschen von der Natur seit der Zeit geltend, da Anaxagoras zuerst der chaotischen Masse den Geist, den Menschengeist, als ordnendes und regierendes Prinzip gegenübergestellt hat. Umsonst suchen Plato und Aristoteles zu vermitteln: an dem Bruch zwischen Natur und Geist, Welt und Mensch geht das Alterthum zu Grunde, mit dem nämlichen unvermittelten Dualismus beginnt die christliche Zeit.

Anthropologie und Psychologie.

Die bewußte Scheidung von der Welt bringt den Menschen zu sich selbst, führt ihn in sich selbst ein. Seit Sokrates beginnt das Studium des Menschen. Es ist kein Zufall, daß zur gleichen Zeit die Rhetorik sich zur Kunst erhebt. Schon die Alten haben es gewußt, daß kunstvolle Rhetorik auf genauer Kenntniß der menschlichen Seele zu beruhen habe, wie im platonischen Phädros zu lesen. Die alten Sophisten, die ersten psychologischen Beobachter, sind zugleich die Begründer der Rhetorik.

Rhetorik und Gefühlsleben.

Mit der Wiedererweckung der Rhetorik in der nachchristlichen Litteratur der sogenannten jüngern Sophistik mußte ihr psychologisches Element um so stärker heraustreten, als der interessirte Staatsbürger, der Vorwurf der antiken Rhetorik, durch den Hinfall politischer Freiheit allmälig sich selber und der Familie wiedergeschenkt worden war. Mit dem Rücktritt von politischer Thätigkeit öffnet sich dem Menschen der Blick für die Familie. So wenig in der klassischen Zeit bei der alles geistige Leben absorbirenden politischen Wirksamkeit von der Würdigung der Familie die Rede sein konnte, so sehr kommt in der nachchristlichen Epoche das Gemüths- und Gefühlsleben zur Anerkennung und lebensvollen Entwicklung: diese Momente, in Verbindung mit einer überall herrschend gewordenen mystischen Weltanschauung haben jene unklassische Sentimentalität des Romans geschaffen.

Märchenpoesie.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Roman zum Theil auch aus der volksthümlichen Märchenpoesie Kräfte geschöpft hat, die immer mehr, als die eigentliche, klassische Litteratur Kindlichkeit und Tiefinnigkeit der Gefühle herauskehrt. Es scheint ein derartiger Einfluß (der in der klassischen Zeit so wenig wie Märchenpoesie überhaupt in weiterer Ausdehnung nachzuweisen ist) damals wirklich stattgefunden zu haben: erst neuerdings hat man es sehr glaublich gemacht, daß z. B. die reizende Episode von Amor und Psyche bei Apuleius, Ihnen durch die Raphael'-Skizzen bekannt, ein litterarisch gewordenes Volksmärchen ist, wie aus ähnlichen Gebilden altindischer und germanischer Märchenpoesie schlagend hervorgeht.

Geschichte der nachchristl. Litteratur.

Der antike Roman gehört den letzten Zeiten des Alterthums an. Mit dem zweiten Jahrhundert nach Christus hatte für die griechische Litteratur ein neuer Auf-

schwung begonnen. Die römische Litteratur war zu Ende gegangen: wer sich litterarisch noch bethätigen wollte, schrieb griechisch, daher denn, durch die besten Kräfte der Römer verstärkt, diese letzten Jahrhunderte eine überaus reiche Masse von Blüthen buntester Art getrieben haben. Das Wenige, das in dieser Zeit noch lateinisch gedacht und geschrieben wurde, hatte sich der Residenzstadt Rom entfremdet und war in die Provinzen nach Gallien, Spanien und Afrika gewichen.

Rhetorik.

Das charakteristische Wesen dieser neuen und letzten Periode hellenischer und antiker Geistesentwicklung läßt sich kurz dahin bestimmen, daß rhetorische Sprache, Styl, Behandlungsweise gleichmäßig alle Theile der Litteratur durchsetzt hat. Dieser rhetorische Grundton, das Vermächtniß der unlängst erstorbenen römischen Litteratur, deren prätentiös-rhetorisches Gepräge sich bis auf die ersten Anfänge hinauf verfolgen läßt, hat dieser neuen geistigen Regsamkeit den Namen der Sophistik geliehen. Wie einst jener Sophistik, welche von Perikles weg bis zum Ende des peloponnesischen Kriegs die wirksame Rolle der Aufklärung gespielt, so liegt auch dieser der nachchristlichen Jahrhunderte als wesentliches Moment die Rhetorik zu Grunde, doch mit dem Unterschiede, daß die Litteratur der spätern Zeiten überhaupt keinen andern als den rhetorischen Styl kennt, der nicht mehr, wie ehedem, als zweischneidige Waffe in den Händen dialektisch geübter ihrer Zeit weit vorausgeeilter Männer gegen alles Bestehende, Sitte und Herkommen, Glauben und Wissen sich kehrte, sondern zur bloßen Darstellungsform ohne alle Gefährde sich verflüchtigt hatte. In dieser wieder zu neuem Leben erwachten Sophistik klingt der griechische Genius langsam aus. Was sich Alles aus dem Alterthume vor der zu-

Sophistik.

nehmenden Zersetzung noch gerettet hatte, vereinigte sich noch einmal und jetzt zum letzten Mal mit Aufbieten aller Kraft zu einer befremdlichen, fast unheimlichen Harmonie. In keiner Zeit — die eigentlich klassische natürlich abgerechnet — war die geistige Mittheilsamkeit so groß und wirkte so durchgreifend auf die Massen, freilich nicht in streng wissenschaftlicher Forschung, sondern in allgemein verständlicher, populär-faßlicher Gestaltung.

Styl u. Formvollendung.

Die Parole der neuen Sophistik in ihrer ersten Entwicklungsphase ist Form-vollendung. Wie man im Allgemeinen der klassischen Litteratur die tiefsinnigste Harmonie von Form und Stoff als charakteristisches Merkmal zutheilen kann, so haben die beiden folgenden Perioden, die vorchristlich-alexandrinische und die nachchristlich-sophistische einseitig jene den Stoff, diese die Form zum Prinzip erhoben.

Man suchte und fand diese Form in einer schönen, glatten, blumenreichen Sprache, in einem eleganten und elastischen Ausdruck.

Sophistik und Publikum.

Wie einst in alter Zeit zogen die neuen Sophisten von Stadt zu Stadt, predigten überall den guten Geschmack und Reinheit und Feinheit des Ausdruckes, vor dem der darzustellende Inhalt als etwas völlig Gleichgültiges zurücktrat, unter einer merkwürdig warmen Sympathie des Volkes; überall wo sie hinkamen, wurden sie mit Jubel empfangen, mit ihren meist kurzen, aber um so genauer ausgearbeiteten und stylistisch durchgefeilten oder glänzend improvisirten Prunkvorträgen, denen eben so sehr Tiefe der Gedanken, als wissenschaftlicher Werth des Objekts abgehen, in um so reicherem Maße dagegen gefällige Ausmalung persönlicher und örtlicher Verhältnisse zukommen mochte. Der erste und bedeutendste Kämpe dieser durch-

greifenden Verbrüderung für guten Geschmack und tadellosen Styl war Lucian.

Stellung der Sophistik zur alten Zeit.

Bald nachdem der erste Enthusiasmus der freien improvisirten Rede verrauscht war, wandte man sich ernsteren Studien zu. Die Sophistik gewann in umfassenden rhetorischen Forschungen einen wissenschaftlichen Rückhalt. Die große Aufgabe, welche sich seiner Zeit die alexandrinische Gelehrtenakademie gestellt, den litterarischen Nachlaß der alten Zeit durch gründliche kritische Beleuchtung und Verarbeitung der gebildeten und gelehrten Welt zugänglicher zu machen, haben die Sophisten auf die ihnen mehr eignende populäre Weise zu lösen versucht, indem sie in dem Ganzen der alten Litteratur nicht mehr ein Objekt für subjektive Kritik und gelehrtes Studium erblickten, sondern weit mehr vom Gesichtspunkt ästhetischer Auffassung Form und Inhalt auf sich wirken ließen.

Nachahmung des Klassischen.

Wornach man rang, was man zu erfassen trachtete, war der Styl der attischen Meister der Blüthezeit, die man sorgfältig nachahmte. Bekanntlich kann sich aber eine Nachahmung auf zweierlei Weise vollziehen: die eine nimmt Geist und Sprache des Autors so tief und lebendig in sich auf, daß man kaum mehr als den ersten Anstoß oder höchstens ganz allgemein den Ton des Ganzen dem Original als rechtmäßiges Eigenthum zuzuschreiben wagt. Diese Art von Nachahmung ist charakteristisches Merkmal jeder klassischen Periode. In diesem Verhältniß der Nachahmung steht die ganze alte Litteratur zu Homer, und wieder jede Litteraturgattung zur vorausgehenden. Der Zeit der Sophistik aber fehlte die schöpferische Kraft zu neuer Leistung immerhin in dem Maaße, daß die individuelle Zuthat des Producenten sich auf ein Minimum beschränkte. Hier stellt sich die zweite, schlechtere Form der Nachahmung ein.

Man kopirte die Worte mit der größten Genauigkeit, täuschte sich aber gewaltig, wenn man damit selbstverständlich den Geist der Alten erfaßt zu haben wähnte. Eine ächt künstlerisch unternommene Nachahmung wird dem Original gleichsam als selbstständiges Gegenbild gegenübertreten: wo Kunst und schöpferische Kraft fehlt, bleibt sie nur entgeisteter Abklatsch. In diesem Sinn hat der Grieche der klassischen Zeit nie nachgeahmt: unter den etwa 10,000 erhaltenen Vasengemälden findet sich keine einzige Doublette.

Stylmengerei. Ein anderer Uebelstand machte sich bei diesem künstlichen Treibhausatticismus fühlbar. Die Summe des aus der abgeschlossenen attischen Litteratur unsystematisch zusammengehäuften Sprach- und Styl-Materials fand unterschiedslose Anwendung auf jede litterarische Gattung. Wie seiner Zeit der Hellenismus, so legte sich jetzt der Atticismus in erdrückendem Einerlei über alle geistige Produktion: man verletzte in der gröblichsten Weise das für die ganze klassische Periode Griechenlands durchgehends und ausnahmslos bindende Gesetz der künstlerischen Styleinheit. Ganz begreiflich: die Grundlage der klassischen Styl-Einheit und Reinheit war ja jene weise Selbstbeschränkung gewesen, welche es keinem erlaubte, über die Schranken einer einzigen Litteraturgattung hinaus in fernere oder auch nur benachbarte Gebiete überzugreifen. Kein Tragiker war zugleich Epiker und Lyriker: ja nicht einmal Tragödie und Komödie glaubt man in einer Person vereinigen zu dürfen.

In der Sophistik, welche von vorneherein in ihrer Eigenschaft als Rhetorik gleichmäßig allen Unterschied der Litteraturgattungen verwischt und alle einheitlich durchdrungen hatte, war hiemit die Grundbedingung zur Styl-

eigenthümlichkeit dahingefallen. Es handelt sich hier nur noch um quantitative Verschiedenheit, um größere oder geringere Technik.

Wissenschaft.

Nur die exakten Wissenschaften, Medicin, Astronomie, Mathematik werden in wissenschaftlichem Sinne fortgetrieben, wenn auch vom allgemeinen Zeitgeist des Aber- und Wunderglaubens und der Träumerei vielfach angesteckt so doch allein frei von rhetorischer Einkleidung, die in überschwenglicher Fülle alle humanistischen Wissenschaften überwuchert.

Mystik und Philosophie.

Es hatte sich der Zeit durchweg ein finsterer Aberglaube, die unvermeidliche Ausgeburt des regellosen Unglaubens, bemächtigt; Traumdeutung, Wundergeschichten aller Art, Magie, Theosophie, Theurgie hatten die ganze Welt mit all' ihrem Fühlen und Denken zersetzend durchtränkt, bis als Potenzirung dieser mystisch-phantastischen Weltanschauung zum System die neuplatonische Philosophie in Alexandria ihr Haupt erhebt, die letzte geistige That der antiken Philosophie, unläugbar an Großartigkeit der Abstraktion alle vorhergegangenen Systeme weit überragend, doch ohne allen historischen und empirischen Boden; ein Conglomerat der religiösen und philosophischen Vermächtnisse der gesammten Vorzeit im Orient und Occident; durchleitet von einem durchaus dem Geist der Zeit entsprechenden, aber mit aller Klassicität brechenden Zug nach wesenloser Phantasterei und sentimentalem Emporhimmeln in der subjektivesten Weise. Der Neuplatonismus ist der beste Kommentar zum Verständniß des damals in allen Gebieten des Lebens und Geistes vorherrschenden Synkretismus und Eklekticismus, der Auswahl und Verschmelzung ursprünglich verschiedenartiger Elemente zu einem

Neuplatonismus.

bunten Mosaik. Er war es, der den letzten Kampf mit dem Christenthum würdig zu Ende führte.

Pflege der Wissenschaften.

Wie einst die alexandrinische, so war auch die sophistische Litteratur auf die Gunst der Machthaber angewiesen, und fand denn auch hier die eifrigste Pflege, so lange gebildete Kaiser, wie Hadrian und die beiden Antoninen, die selbst sich litterarisch hervorzuthun versucht haben, den Thron des römischen Weltreichs inne hatten. Bei der folgenden Schlag auf Schlag wechselnden Militärdespotie, die gerade durch das unvermittelte Herüber- und Hinüberfallen von Extrem zu Extrem, vom unsinnigsten Despotismus zu mildester Menschlichkeit den Organismus des römischen Reiches weit erfolgreicher und schneller zerbrochen hat, als es fortgesetzte Tyrannei vermocht hätte, waren die geistigen Interessen auf die Pflege in gewissen Studienörtern, besonders Athen, Antiochia, Alexandria und Berytos, der Specialschule für die Rechtswissenschaft, angewiesen.

Akademien.

In diese Zeit fällt die Einrichtung von Akademien, nach dem Zuschnitt der heutigen Zeit. In Athen waren schon unter den Antoninen zwei ständige Professuren für politische und gerichtliche Beredsamkeit, die eine von der Stadt, die andere aus der Privatschatulle des Kaisers dotirt, gegründet worden. Die Ausübung der Wissenschaften an diesen höhern Lehranstalten wurde in der liberalsten Weise gefördert: von oben herunter übernahm man die Garantie gegen alle Unbill, ja man befreite die Professoren, wie die öffentlichen Lehrer an den Staatsanstalten jetzt offiziell heißen, in ausdrücklichen Gesetzen von allen lästigen Verbindlichkeiten, z. B. Besteuerung, gegen den Staat. Die Thätigkeit dieser antiken Professoren, die sich von den heutigen nur dadurch unterscheiden, daß

ihrer weniger und sie besser besoldet waren, war eine doppelte: sie wirkten nicht nur in den engen Kreisen der Hörsääle, sondern vorzugsweise auch in dem großen Verband des gebildeten Publikums, als Heranbildner des Volks und der Gesellschaft in öffentlichen Vorträgen, bei denen nun freilich das rhetorische und improvisatorische Element, die Declamation überwog, doch so, daß die unendliche Fülle und Mannichfaltigkeit des Stoffs, den sie vor Augen und Ohren des Publikums in gefällige Form gossen, immerhin den Zuhörern in Gestalt einer allgemeinen Bildung zu Gute kam.

Studententhum.

Von der studirenden Jugend in Athen werden uns ähnliche Züge berichtet, wie sie seit Gründung deutscher Universitäten für die Ausbildung des deutschen Studentenlebens maßgebend geblieben sind. Die Studenten thaten sich nach ihren Heimathlanden in Landsmannschaften zusammen, mit Senioren an der Spitze, legten sich, wie heutzutage, auf's Einfangen neu angekommener Jünger der Wissenschaft, führten dieselben durch das Medium einer solennen Studentenweihe (Fuchstaufe) in ihren Verband ein, — doch alles dieß zu keinem andern Zweck, als um entweder beliebte Professoren zu heben oder mißliebige zu stürzen.

Geschichte des vierten Jahrhunderts.

Als zu Beginn des vierten Jahrhunderts der Kaiser Konstantin die Residenz des römischen Reiches nach Byzanz (Konstantinopel) verlegte, war hiemit ein neuer Centralpunkt für alles geistige Leben gewonnen worden. Man glaubte einen engern Zusammenhang der asiatischen Theile des Reiches mit den europäischen dadurch herstellen zu können, daß man die Hauptstadt an die Grenzscheide beider Welttheile setzte. Vergebens. Mit dieser Uebersiedelung

wuchs die Kluft zwischen Kaiser und Unterthanenschaft; gleich am Anfang schob sich eine streng organisirte Maschine von Staatsdienern zwischen Fürst und Volk ein: Hofstaat und Hierarchie der zur Staatsreligion erhobenen christlichen Lehre wuchsen bald aus dem unklassischen asiatischen Boden hervor, wobei eine neue Belebung der Wissenschaft nicht zu hoffen war. Mitten in dieser immer mehr zunehmenden Versumpfung und Entnervung macht die energische Thatkraft des Kaisers Julianos Apostata, des Abtrünnigen, einen überwältigenden Eindruck. Seine schwärmerische Vorliebe fürs heidnische Alterthum konnte sich nicht über die abergläubisch-theosophisch-theurgischen Phantastereien, in welchen das Heidenthum ausgeklungen, hinaus zur Erfassung des ächt antiken Genius erheben. Seine Restitution des Heidenthums war eine künstlich und kümmerlich gezogene Treibhauspflanze, der die gesunde mütterliche Erde fehlte, so daß sie mit dem Hingang ihres Urhebers macht- und kraftlos zusammensank. Mißlungen waren freilich die Versuche des siegenden Christenthums, die alte heidnische Litteratur durch eine neue von christlichem Geiste getragene entbehrlich zu machen. Man fertigte zu diesem Zwecke Dramen und Epen aus dem Stoff des alten und neuen Testamentes an, die man mit Hülfe unverfänglicher Verse der heidnischen Epiker und Dramatiker, besonders des Euripides, zu wege brachte; dann dialogisirte man die heilige Geschichte nach Art der platonischen Gespräche, ja man schrieb sogar Grammatiken eigens für Christen und vom christlichen Standpunkte aus. Man hatte aber seinen Zweck so wenig erreicht, daß die christlichen Kirchenlehrer selbst ihrer Ekklesie die Lektüre der Alten empfehlen konnten. Aber trotzdem hatte das energische Verbot des Kaisers Theodosius I. das Heidenthum der großen Masse ent-

Julianos Apostata.

Christliche Litteratur.

fremdet; es blieb nun mehr Sache weniger, gebildeter Männer, die dem praktischen Leben ferner stehend, nur sich und ihren Studien lebten; zuletzt sinkt es zur Einkleideformel für litterarische Arbeiten und Stylübungen herab.

Byzantinerthum.

Nachdem sich endlich zum Schlusse des Jahrhunderts die Trennung des römischen Reichs in ein östliches und westliches, unter Theodosius des Großen Söhnen Arkadius und Honorius, vollzogen, fristeten in Konstantinopel die vereinzelten Trümmer der Bildung und Gelehrsamkeit, wenig berührt von den Stürmen der an der Schwelle vorbeijagenden Völker, ein wesenloses, schattenhaftes Dasein, völlig bestimmt von dem geistlosen Schematismus pedantischer Verknöcherung, der seit Gründung von Konstantinopel bis zu dessen Zerstörung im 15. Jahrhundert das Byzantinerthum treulich begleitet hat.

Wie ein seiner Auflösung entgegengehender Organismus in den letzten Momenten seines Seins sich urplötzlich noch einmal in Besitz aller seiner Kräfte setzt, um sich gleich darauf ihrer für immer zu begeben, so hat auch die Antike in ihren letzten Athemzügen noch einmal in dämonischem Glanze geleuchtet. Aber es war ein künstliches Leben, hervorgezaubert durch die überall waltende Sucht nach Effekt.

Entstehung des Romans.

Bunte Charakteristik und lebhafte Schilderung, die Hauptvorzüge der Sophistik, ließen indessen einen neuen Zweig in der Brief- und Genrebilderlitteratur emporsprießen, aus der dann bald der Roman als vollendetster Abschluß dieser Gattung erwachsen ist.

Huldigung der Frauen.

Der antike Roman ist eine poetische Huldigung der Frauen; er hat nur die eine Tendenz, die wundersame Stärke ächter Liebe zu feiern, die selbst die unerhörtesten Gefahren und Prüfungen nicht zu brechen vermögen. Die

Galanterie gegen das zarte Geschlecht geht soweit, daß nicht nur die Frauengestalten in diesen Werken, mit weit bedeutenderer Energie, Willenskraft und Verstandesschärfe ausgerüstet erscheinen, als die Helden, sondern auch, daß man den Satz aussprechen konnte, die lautere weibliche Schönheit sei anziehender, als die männliche selbst vom ersten Rang. Der Grieche der klassischen Zeit hätte ein solches Wort nie und nimmer über seine Lippen gebracht; es konnte deßhalb auch der Roman in der klassischen Periode nicht aufkommen, weil in keiner andern Zeit sich der Grieche der Huldigung der Frauen feindseliger gezeigt hat.

Geschichte der Frauen bei den Griechen.

Kein Stamm der griechischen Nation hat die Frauen auf eine so tiefe Stufe herabgedrückt, wie die Attiker, die nämlichen Attiker, die wir immer im Auge behalten müssen, wenn wir von vollendeter Klassizität sprechen; jene Attiker, welche die höchsten Stufen in Poesie und Kunst erklommen haben, die endlich, welche die des Menschen einzig würdige Staatsform, die Demokratie, am reinsten erfaßt und dem Ideal am nächsten gebracht haben.

Heroische Zeit.

Im heroischen Zeitalter, der Periode, in welcher sich die Verhärtung der drei helleniſchen Stammesindividualitäten vorbereitete, war die Erinnerung an die Urheimath, die hochasiatische Völkerwiege Iran noch stark genug, um die geistige Eigenthümlichkeit aller indo-germanischen Stämme, Hochachtung der Frauen, auch in Griechenland in's Leben treten zu lassen. Wenn Rom in der ganzen Zeit seiner Entwicklung der Frau eine weit bevorzugtere Stellung einräumte, als sie die Blüthe Griechenland's geschaut hat, so ist dies ein Beleg mehr für die schon aus Religion und Sprache ermittelte Thatsache, daß der Römer weit treuer die Erinnerungen an seine asiatische

Urheimath festgehalten hat. Es ist dies endlich auch der letzte Grund, warum die moderne Weltanschauung, deren Träger das jüngste der indo-germanischen Völker, der germanische Stamm ist, sich dem römischen Genius weit verwandter fühlt und auch inniger angeschlossen hat, als dem griechischen.

In der heroischen Zeit, deren Schilderung uns in den homerischen Liedern vorliegt, genießt die Frau neben dem Manne hohe Achtung. Wie jener draußen im Krieg und in der Rathsversammlung seine Welt findet, so waltet sie drinnen im Hause klugen und verständigen Sinnes. Als Odysseus hülflos nach Verlust seines Schiffes zur Phäakeninsel Scheria gekommen, räth ihm Nausikaa, dieses tiefzarte und dabei doch nichts weniger als scheue, über alle unzeitige Prüderie erhabene Königskind, die Kniee der Königin Arete zu umfangen, die nach Athenens eigener Schilderung geehrt wird von ihren Kindern und Alkinoos selbst und dem Volke, das wie zu einer Göttin zu ihr emporschaut und sie mit freudigen Worten willkommen heißet, wenn sie durch die Stadt wandelt.

Frauengestalten des Olymp und der trag. Dichtung.

In der gleichen Periode findet der Anthropomorphismus der griechischen Religion seinen Abschluß: die hehren Frauengestalten des Olymp, vor Allem die pfeilfrohe Artemis und die lichtäugige Pallas, die selbst in den, einer Werthschätzung der Frauen ungünstigsten Zeiten in der unantastbaren Hoheit ihrer Weiblichkeit über Hellas' goldenen Fluren gethront haben, hatten sich dieses Privilegium gewahrt, eben weil sie im heroischen Zeitalter typisch geworden waren. Vom Typischen geht der klassische Grieche nicht ab. Aehnlich sind auch die Frauenbilder der Dichter, besonders der Tragiker, zu beurtheilen: die handelnden Personen der Tragödie sind, wie aller tragische

Stoff, jener alten Zeit entnommen, und nicht etwa idealisirte Abdrücke der Gegenwart, somit für die Darstellung des faktischen Verhältnisses ohne alle beweisende Kraft.

Ritterthum. Die geachtetere Stellung der Frauen in der von Homer geschilderten Heldenzeit war Produkt des hellenischen Ritterthums: die Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit zeigt uns in ähnlicher Weise, daß feinere Sitte und höhere Achtung und Würdigung der Frauen von den bevorrechteten Ständen, dem Ritterthum und der Aristokratie ausgegangen ist, die heutzutage naturgemäß mit der Aristokratie des Geistes und ächt menschlicher Bildung hat tauschen müssen. Mit dem Uebergang der heroischen Geschlechterherrschaft in die Demokratie der historischen Zeit erfährt zugleich die Stellung der Frauen eine totale Veränderung.

Dorier. Wenn in der historischen Zeit die Frauen bei den Doriern verhältnißmäßig die größte Bedeutung genossen haben, indem man ihnen, wenn auch bedingte, Theilnahme am Staat als Müttern tapferer Kriegssöhne, gestattete, so rührt das daher, weil die militärisch-monarchische Verfassung des lakedämonischen Staates sich von den Zuständen des Heldenalters am wenigsten entfernt hat, da sie überhaupt in ihrem starren Konservativismus jeder politischen oder sozialen Neubildung abhold gewesen ist.

Indeß gewährte das Kasernensystem und die Kommunistenwirthschaft Sparta's den Frauen diese hervorragende Stellung nur auf Kosten ihrer Weiblichkeit: sie waren handfeste Soldatenweiber, keine Frauen. Sie hatten all' ihr Fühlen und Lieben, ihr ganzes Gemüthsleben dem Staate geopfert und dagegen als schwachen Ersatz einen männlichen Sinn empfangen, der ihnen aber doch keine eigentliche politische Bedeutung zumaß.

Es ist ein ächt dorischer Zug, wenn wir lesen, man habe in Sparta die heirathsfähigen jungen Leute in ein dunkles Zimmer gesperrt, wodann jeder Die, welche er im Finstern erhascht, als seine Braut heimzuführen hatte. Derlei Blindekuhspiel sollte grundsätzlich alle freie Neigung unterdrücken.

Aeolier.

Die Aeolier, die Italiener des Alterthums, dem Wein, der Liebe und glühendem Tyrannenhaß ergeben, hatten bei ihrem feurig pulsirenden Blut und hitzigen Temperament von vornherein der Gesellschaft größere Freiheit gewährt: hier tritt uns die bedeutendste Frauengestalt aus dem Alterthum, die Dichterin Sappho, entgegen, — wie selbst die wenigen uns zufällig erhaltenen Trümmer ihrer Dichtung genugsam ahnen lassen, ein urpoetisches Gemüth, dem südliches Feuerblut in den Adern kocht, die geniale Schöpferin der nach ihr benannten Strophe, in der man, wie Hermann Köchly so tief und wahr sagt, ein weiches, liebeskrankes Gemüth aus der brütenden Schwermuth unendlichen Sehnens glaubt sich aufraffen zu sehen, um sofort wieder in die süße Gewohnheit des tiefgehenden Schmerzes zurückzufallen. Erlauben Sie mir, Ihnen einen Zug aus Sappho's reichem Gemüthsleben mitzutheilen. Ihr congenialer Stammesgenosse Alkäos hatte seine Werbung um sie in die schüchternen Worte gefaßt: „Veilchenflechtende, reine, süßlächelnde Sappho, ich möchte Dir wohl etwas sagen, aber Scheu verbietet es mir," — worauf sie ihm antwortet: „Wenn Du Verlangen trügest nach Edlem oder Schönem, und nicht etwas Böses auszusprechen Deine Zunge gedächte, so würde Scheu Dir nicht die Augen umfahen, sondern Du sagtest heraus, was recht ist." Die spätere Zeit der mittleren Komödie hat sie für ihre bedeutende Stellung, die der Attiker nun einmal nicht verstehen

konnte, schwer büßen lassen, bis sie der Nestor unserer Philologie, Fr. Gottl. Welcker, mit ritterlicher Liebenswürdigkeit wieder in alter Reine und altem Glanze hat erstehen lassen.

Attiker. Haben wir bei Doriern und Aeoliern noch leise Nachklänge gefunden aus jener goldenen Zeit, wo man in der Frau noch eine Göttin verehren konnte, so stoßen wir bei den Attikern auf ein befremdliches, uns Moderne in höchstem Grade bemühendes Mißverhältniß. Wie der Athener in Politik, Kunst und Litteratur, überhaupt in aller Kultur, im Centrum der Sphäre griechischen Geisteslebens eingesetzt und von seinem Athen aus die geistigen Interessen der gesammten Nation beherrscht hat, so ist auch seine Auffassung von der Stellung des Weibes nicht als eine lokale und partiäre, oder als Ausnahmsfall, sondern als Gesammtanschauung der klassischen Zeit zu beurtheilen.

Ohne welchen Einfluß auf die Mitglieder der Familie, nur beschränkt auf ihr Frauengemach, war der Frau alles Verständniß der Vorgänge draußen, auf der Straße, in der Volksversammlung, im Staate, verschlossen. Die feine Kultur, die, über alles öffentliche Leben ausgegossen, den ärmsten Proletarier von der Gasse befähigte, im Theater den genialen Schöpfungen seiner größten Dichter mit tiefstem Verständniß und eigentlichem Kunstgenuß folgen zu können, die ihn in der Volksversammlung auf die feinen politischen Plane seiner Staatsmänner in klarer Orientirung über die Sachlage eingehen ließ, war der Frau eine unbekannte Welt, von der sie nur wußte, daß ihr der Schlüssel dazu hartnäckig verweigert wurde. Während draußen die fortschreitende Kultur das Leben in Litteratur, Kunst und Religion immer mehr zu einem idealen Kunstleben mit freiem, nirgends umschleiertem Blick umschuf,

und besonders die Sprache selbstbewußt alle Unebenheiten und Härten abstieß, war der Frau nur der beschränkte Aberglaube ihrer Kinderzeit und ein veralteter Dialekt geblieben, der etwa noch den Sprachforscher an die pelasgische Urzeit erinnern mochte.

Bei Xenophon in der Haushaltungskunst fragt Sokrates den Ischomachos, ob er seine Frau selbst gebildet oder ob sie von sich aus schon etwas gewußt habe, worauf ihm dieser antwortet: „Wie hätte sie mit irgend welchen Kenntnissen in mein Haus kommen sollen, die kaum 15jährige, die man vorher streng überwacht hatte, daß sie so wenig als möglich zu sehen und zu hören und zu fragen bekäme? Als ich sie soweit gezähmt hatte, daß ich mich ihr verständlich machen konnte, fragte ich sie eines Tags: ‚Sage mir, Frau, hast du schon einmal darüber nachgedacht, warum Dich Deine Eltern mir gegeben haben? Denn daß ich genug andere hätte haben können, wirst Du wohl einsehen. Als wir uns zusammenberiethen, ich und Deine Eltern, wie wir den besten Begleiter durch's Leben für uns fänden, habe ich Dich auserwählt, und Deine Eltern begreiflicherweise mich.'" (Ich bitte Sie, dabei auch zu berücksichtigen, daß es Xenophon ist, der dies schreibt, der unklassischste aller Klassiker, dem die Götter alles Verständniß für Poesie und Ideale versagt hatten.) Dergleichen Rohheit war nur möglich, wo die Heirath auf Konvention beruhte. Wahl der Braut und des Bräutigams war Sache der Eltern. Euripides läßt Hermione, als Orestes ihr seine Hand angeboten, ihm entgegnen: „Für meine Verheirathung wird mein Vater Sorge tragen, und nicht steht's mir zu, hier zu entscheiden." Ersatz für die fehlende Neigung bot, wie auch heutzutage, der im Alterthum zum Dogma erhobene Glaube, daß die

Heirath und Neigung.

Ehen im Himmel geschlossen würden: der Fatalismus der Frauen hierin war fast sprüchwörtlich geworden.

Was der Grieche von der Frau hielt, charakterisirt treffend der Ausspruch des Perikles, das sei der größte Ruhm des Weibes, wenn ihre Vorzüge oder ihre Fehler so wenig als möglich Männern Anlaß geben, über sie zu reden.

Wenn der feine Beobachter hellenischer Sinnesart Ernst von Lasaulx seine Ansicht von einer das ganze Alterthum hindurch herrschenden hohen Achtung der Frau mit dem Satze begründet: daß, wo immer im Leben der Männer Kraft, Freiheit und Reichthum des Geistes entwickelt sei, unmöglich das Leben der Frauen arm an Adel, Schönheit und Anmuth der Seele sein könne, so steht diesem an sich so schön und logisch klingenden Schluß die ganze Wucht geschichtlicher Thatsachen entgegen, die von einem faktischen Mißverhältniß sicheres und übereinstimmendes Zeugniß ablegen. Wer über der Bewunderung des Alterthums seine Pflichten als kritischer Forscher nicht vergessen will, wird solche dunkle Stellen nicht auszulöschen, sondern vielmehr zu begründen haben.

Begründung der Stellung des Weibes. Familie.

Und eine Begründung läßt sich allerdings vorbringen. Das Weib kann seinen geistigen Nahrungsstoff nur aus der Familie ziehen. Der Grieche besaß kein Familienleben. Seit ungefähr einem Jahrhundert ist in der neuern Zeit die Gesellschaft der neutrale Boden geworden, auf dem das Weib selbstständiger an den Mann herantritt: der Grieche kannte keine Gesellschaft.

Der Moderne wirkt mit der Summe seiner Fähigkeiten in den drei Sphären der Familie, der Gesellschaft, des Staats: der Grieche läßt alle seine geistige Kraft im Staat aufgehen. Dem Staate brachte er seine persönliche

Individualität, die Familie und damit die Frau zum Opfer.

Das Geheimniß der Lebensfähigkeit eines Staats, der Endzweck aller Entwicklung der Menschheit, ist das richtige Verhältniß zwischen Individuum, Gesellschaft und Staat ausfindig zu machen. Der Grieche hat wohl die Proportion der Schönheitslinie, den goldenen Schnitt gefunden, aber die Entdeckung jener goldenen Proportion des Lebens im Staate sollte der Neuzeit überlassen bleiben.

Staat und Individuum.

Mußte der griechische Staat mit eiserner Konsequenz alle persönliche Individualität seiner Bürger unterdrücken, um die ganze Summe ihrer Kraft unverkürzt sich selbst zuwenden zu können, so kam andererseits in der Litteratur und Kunst die griechische Individualität wieder zur vollsten Geltung. Was der Staat dort versagen mußte, hat er hier auf's Reichlichste gestattet, und er konnte dieß thun, ohne sein Centralisationssystem zu gefährden, weil alle geistige Produktion der klassischen Zeit in Kunst, Litteratur und Religion von der Idee des Staates getragen wird, weil nichts für Einzelne oder gewisse Kreise, sondern immer nur für's ganze Volk, nichts für Privatzwecke, alles für die Oeffentlichkeit geschaffen wird, kurz, weil Kunst und Litteratur national gewesen sind im vollsten Sinn des Wortes. Dabei treten uns diese nationalen Gebilde in wunderbar scharf geschnittenen Conturen prägnanter Individualität entgegen, was nur strenge Beobachtung des Prinzips der Arbeitstheilung hat hervorbringen können. Die nachchristliche Periode hat das Verhältniß gerade umgekehrt: die Monarchie hat dem Einzelnen die Sorge um den Staat abgenommen, ihm alle erdenkliche Freiheit in der Entwicklung seiner Individualität im gesellschaftlichen, Privat-

Wissenschaft und Individuum.

und Familienleben gewährleistet — daher die Vervollkommnung des Privatrechts, Werk der römischen Kaiserzeit. — Die geistige Individualität dagegen in Litteratur und Kunst mußte einer flachen Uniformsbildung weichen. Vermag ja doch nur ein politisch freies Staatsleben den Menschne geistig zu individualisiren.

Die Frauen bei den Römern. Staat und Familie.

Ganz anders war die Stellung der Frauen bei den Römern, weil hier das Verhältniß von Familie zum Staat fast entgegengesetzter Natur gewesen ist. War es bei den Griechen der Staat, der die Familie beherrschte und über dessen Trümmer allein der Weg zur Befreiung der Frau führte, so ist es in Rom die Familie, welche den Staat regiert, der erst mit der Auflösung jener sich zu einem festen Gebilde verhärtet. Durch den Ruin des Staats wird bei den Griechen die Familie, durch den Ruin der Familie bei den Römern der Staat. Die gesammte Entwicklung der römischen Verfassung ist bedingt durch das Streben, den politischen Einfluß der Familie zu zerstören. Der Moment, wo das Volk, das ursprünglich keine Familie und somit auch keine politischen Rechte besaß, diese Geschlechterprivilegien des Patriciats siegreich durchbricht, ist der Beginn zum Sturze der Republik, zur Begründung eines monarchischen Centralstaats, des Cäsarismus.

Familie und Frau.

Die bei dieser Haltung der Familie begreifliche Vorliebe des Römers für Häuslichkeit hat denn auch der Frau eine würdige Stellung gesichert. Nachdem die Kaiserzeit die Bande der alten Familie, in der die Frau als Kind des Mannes gegolten, gelockert hatte und in Folge dessen allgemein an die Stelle der kirchlichen, d. h. unter Auspizien eingesegneten Vermählung die rein juridische Form der Civilehe getreten war, hat sich die Frau allgemach zu un-

verkürzter Rechtsfähigkeit und unbeschränkter Freiheit des Handelns verholfen. So sehen wir sie denn seit der Zeit in der Gesellschaft den guten oder auch nicht guten Ton angeben, hie und da auch wirksam in die Politik der schwachen Kaiser eingreifen.

Bildung der röm. Frauen.

Wie unendlich hoch die römischen Frauen an Bildung über den Griechinnen standen, wird Ihnen das Beispiel von Plinius des Jüngern Gemahlin erläutern. Plinius schreibt über sie an ihre Tante Folgendes: „Sie besitzt bei der größten Gedankenschärfe die liebenswürdigste Natürlichkeit: sie liebt mich, Beweis genug für ihre Treue. Meine Werke hat sie in den Händen, liest sie immer und immer wieder, lernt sie sogar auswendig. Mit welcher Sorge wird sie erfüllt, wenn ich einen Vortrag vor Gericht halten soll und wie freut sie sich, wenn es gut abgelaufen ist. Ueberall stellt sie Leute auf, die ihr Bericht erstatten müssen, wie oft man mir Bravo ruft und Beifall klatscht. Und wenn ich einmal in Privatcirkeln eines meiner Werke vorlese, da sitzt sie verborgen hinter einem Vorhang und lauscht mit innigem Entzücken auf alle Beifallsbezeugungen. Meine Lieder singt sie und begleitet sie mit der Guitarre; und doch hat es ihr Niemand gelehrt, als die Liebe, die beste Lehrmeisterin."

Diese rechtliche Gleichstellung der Frau in Rom hat sich dann später auch dem Griechenthum mitgetheilt, wo sie in der Epoche der Romanlitteratur sich zu enthusiastischer Verehrung gesteigert hat.

Roman.

In den nachchristlichen Jahrhunderten hatten sich somit alle Elemente zusammengefunden, um die Bildung des neuen Litteraturzweiges, der, wie wir gesehen haben, in keiner andern Zeit hätte Wurzel fassen können, zu begünstigen und überhaupt möglich zu machen.

Nothwendigkeit des Romans.

Daß aber der Roman, wenn auch spät, so doch jedenfalls hat in's Leben treten müssen, wird ein Blick auf die Entwicklung der griechischen Litteratur lehren. Jener eigenthümliche Vorzug der klassischen Zeit, daß eine wunderbare Harmonie und Symmetrie nicht nur von der Nothwendigkeit, sondern auch von dem innigsten Zusammenhang und der engsten Verwandtschaft aller geistigen Thätigkeit Zeugniß redet, hat sich besonders klar und scharf in der Litteratur ausgeprägt: jede poetische Gattung ruft nicht nur eine andere poetische, sondern zugleich auch eine entsprechende prosaische in's Leben. Wie die Geschichtschreibung dem Epos, die Philosophie der Lyrik, die Rhetorik der Tragödie entspricht, so ist der Roman zu betrachten als prosaischer Niederschlag der Komödie in ihrer neuesten Phase als Familien- und Intriguenstück.

Heliodor.

In vollendetster Gestalt tritt uns nun der Roman gleich in seinem Begründer Heliodor, zum Schlusse des vierten Jahrhunderts, entgegen. Aus der phönicischen Stadt Emesa gebürtig hatte ihn schon seine Abstammung von dem Geschlecht der dortigen Sonnenpriester innig mit der alten Zeit verknüpft. In seinen späteren Jahren sehen wir ihn mit der Würde eines Bischofs von Trikka in Thessalien bekleidet. Eine Synode soll ihm die Alternative gestellt haben, entweder seinen Roman, den er, bevor er zum Christenthum übertrat, in jüngeren Jahren geschrieben hatte, zu verbrennen oder seine Würde niederzulegen. Glücklicherweise zog Heliodor das Letztere vor, wofür wir ihm nur dankbar sein können. Auch hatte er sich dieses Romans nicht im Mindesten zu schämen. Denn die mit wenig Ausnahmen darin durchgängig herrschende Idealität und sittliche Reinheit der Charaktere kommt ihm aus vollem Herzen. Die Synode wird auch wohl ihren Angriff viel-

mehr gegen die allgemeine antichristliche Tendenz des Werks gerichtet haben, das sich allerdings mit unläugbarer Vorliebe in altgriechischen, fast klassischen Verhältnissen zu bewegen pflegt.

Die äthiopischen Geschichten.

Die Anlage der „Aethiopischen Geschichten," in denen nach orientalischer Märchen Weise Verschlingung durch Verschlingung sich ablöst, hat man schon in alter Zeit treffend mit einer Schlange verglichen, die ihren Kopf in ihren Ringeln birgt.

Die äthiopischen Geschichten behandeln die mannigfachsten und buntesten Abenteuer und Gefahren, die zwei Liebende, eine äthiopische Königstochter Chariklea und ein thessalischer Prinz Theagenes zu bestehen haben, bis der zu guter Letzt beiden drohende Opfertod vor dem Thron des äthiopischen Königs durch endliche Entdeckung, daß Chariklea des Königs verlorene Tochter, glücklich abgewandt wird und wie billig, nach solcher Leiden Uebermaß, in frohe Hochzeit umschlägt.

Motive.

Heliodor hat in klarem Bewußtsein seiner Leistungsfähigkeit die Entwicklung der Handlung gleich von vorneherein auf zwei kräftige Motive gestellt, indem diese Masse von Gefahren und abenteuerlichen Irrfahrten zunächst allerdings dazu dienen, die ächte Liebe aus all' diesen Prüfungen hehr und rein hervorgehen zu lassen, zugleich aber doch noch den praktischen Zweck damit verbinden, eine endliche Wiedervereinigung der verlorenen Tochter mit ihren Eltern herbeizuführen.

Zeit und Ort.

Der Roman spielt mit wenigen, verzeihlichen Anachronismen in der guten klassischen Zeit des 5ten Jahrhunderts vor Chr. Das persische Reich steht noch in voller Blüthe, und Aegypten ist noch Unterthanenland Persiens; während die Geschichte zur Zeit der Schlacht bei

Mautinea dieses Unterthanenverhältniß sich allmälig lockern, und nach Eroberung des persischen Reichs durch Alexander und Beendigung der Erbfolgekriege, Aegypten unter dem Fürstenhaus der Ptolemäer als selbstständiges Königreich sich konstituiren läßt, bis es unter Augustus zum römischen Weltreich geschlagen wird.

Die Verlegung des Schauplatzes der Haupthandlung in's ferne Fabel- und Wunderland Aegypten, sowie in die weit gerückte goldene Vorzeit entschuldigt allerlei Ungeheuerlichkeiten, die der geneigte Leser hie und da mit in den Kauf nehmen muß.

Der Roman beginnt mit folgender Scene, die ich Ihnen als Probe nach dem Original mittheile:

Eingangsscene der äthiop. Geschichten.

„Der helle Tag brach eben durch und die Sonne beleuchtete die Gebirgshöhen, als Männer in Räuberwaffen über den Berg hervorlugten, der am Ausfluß des Nil emporsteigt, und hier ein wenig verweilend das unten liegende Meer mit ihren Augen musterten, und nachdem sie ihre Blicke zuerst auf die See hinausgesandt hatten, diese aber leer von Schiffen keine Beute versprach, senkten sie die Augen auf das nahe Ufer. Hier zeigte sich Folgendes: Ein Lastschiff lag am Taue gebunden, von Mannschaft entblößt, aber reich an Ladung. Dies konnten auch die Fernstehenden wahrnehmen, denn die Befrachtung drückte das Wasser bis zum dritten Gürtel des Schiffes hinauf. Auf dem Ufer selbst war Alles bedeckt mit Leichen jüngst Erschlagener, von denen einige soeben verschieden waren, andere halbtodt noch zuckten und dadurch erkennen ließen, daß die Schlacht eben erst geendet. Darunter waren Reste eines unerfreulichen Schmauses gemischt, der einen so kläglichen Ausgang genommen. Die Männer auf dem Berge konnten von dem Vorgange nichts begreifen, indem sie

wohl die Ueberwundenen sahen, nicht aber die Ueberwinder, wohl einen glänzenden Sieg, die Beute aber unberührt; das Schiff einsam und von Männern leer, im Uebrigen aber so unversehrt, als ob es von vieler Mannschaft bewacht in tiefem Frieden vor Anker läge. Ob sie auch nicht wußten, was geschehen sei, hatten sie doch Augen für den Gewinn und machten sich somit auf den Weg. Hiezu hatten sie sich eben in Bewegung gesetzt, als ihnen in geringer Entfernung von dem Schiffe und den Todten eine noch auffallendere Erscheinung in die Augen fiel. Eine Jungfrau saß auf einem Fels, eine unaussprechliche Schönheit, wohl trauernd über das, was ihr Auge vor sich schaute, aber doch edlen Stolzes voll. Ihr Haupt war von Lorbeern umkränzt, von den Schultern hing ein Köcher herab, der linke Arm war auf den Bogen gestützt, die Hand aber hing schlaff herab; mit dem andern Arm ruhte sie auf ihrem Knie, die Wange sanft mit den Fingern stützend, den Blick herabgesenkt auf einen ihr zu Füßen liegenden Jüngling. Dieser war von Wunden entstellt und schien eben wie aus tiefem Schlafe vom nahen Tode allmälig aufzuwachen. Seine Augen zog der Schmerz hernieder, der Anblick der Jungfrau aber zog sie aufwärts zu ihr, und nöthigten sie zu sehen, weil sie das Mädchen sahen. Nachdem er aber Athem gesammelt und aus tiefster Brust aufgestöhnt, sagte er mit flüsternder Stimme: „O Süße, bist du mir in Wahrheit gerettet, oder ist's nur dein Ebenbild und deine Seele, die noch im Tode um mein Schicksal sich härmt?" „Von dir," antwortete die Jungfrau, „hängt es ab, ob ich lebe oder nicht. Siehe, das Schwert hier hat bis jetzt gerastet, den Weg in meine Brust zu finden, weil dein Athmen es aufhielt." Bei diesen Worten sprang sie

vom Fels auf. Die Männer aber vom Berge, voll Bewunderung und Staunens, von dem Anblick wie von einem Blitzstrahl getroffen, duckten sich nieder und versteckten sich hie und da hinter den Gebüschen: denn aufrecht stehend erschien sie ihnen als etwas Höheres und Göttliches, während von der raschen Bewegung die Pfeile im Köcher erklangen, und das goldgewirkte Gewand in der Sonne erglänzte und ihr Haar unter dem Kranze bacchisch flatternd weit über den Rücken hinabfiel. Dieser Anblick erschreckte die Räuber: die Einen meinten, es sei eine Göttin, und zwar die Artemis oder die vaterländische Isis; die Andern, es sei eine Priesterin, die von ihrem Gotte begeistert den gewaltigen Mord begangen habe.

Jetzt stürzte sie rasch auf den Jüngling zu, umschlang ihn mit ihren Armen, weinte, küßte, trocknete ihn ab, jammerte und glaubte sich selbst nicht, daß sie ihn in den Armen hielte. Dieses brachte die Räuber auf andere Gedanken. Wie konnten dies Handlungen einer Göttin sein, fragten sie sich. Diese Bemerkung forderte sie auf, sich durch Nähertreten darüber Gewißheit zu verschaffen. Sie liefen also den Berg hinab und fanden die Jungfrau mit den Wunden des Jünglings beschäftigt, dann hemmten sie ihren Schritt und weilten hinter ihr, und erkühnten sich nicht, etwas zu sagen oder zu thun. Da aber doch ein Geräusch entstand und der Schatten der Männer ihr vor die Augen kam, sah die Jungfrau auf, wandte aber den Blick gleich wieder ab, ohne über den Anblick der grausen Räubergestalten im mindesten zu erschrecken und fuhr in der Pflege des vor ihr liegenden Jünglings fort. So läßt wahre und reine Liebe alles Schmerzliche und Erfreuliche, was von Außen kommt, unbeachtet und nöthigt das Gemüth, nichts anderes als den

geliebten Gegenstand zu sehen und zu beachten.“ So weit dieses Eingangsgemälde.

Entwicklung.

Mit der Erklärung dieser Scene wird der Leser bis zum Schlusse des 5ten Buches hingehalten, aber so, daß die inzwischen in zauberischer Neuheit und buntem Wechsel Schlag auf Schlag sich drängenden Situationen ihn zur Genüge dafür entschädigen; und nachdem man mit dem 5ten Buch endlich klaren Einblick in die Vorfabel des Drama's erhalten, wird man erst recht auf den weitern Verlauf der fünf übrigen Bücher gespannt.

Skizze der Handlung.

Die Gemahlin des Königs der Aethiopier hatte ein Mädchen von weißer Farbe geboren, und um dem unvermeidlichen Zorn ihres Gemahls zu entgehen, sich mit schwerem Herzen zu dessen Aussetzung entschlossen. Einem Priester des Apollo von Delphi, Charikles, der seinem Wissensdurste zu genügen, bis nach Aethiopien vorgedrungen war, wird durch Vermittlung eines äthiopischen Weltweisen das Kind übergeben, nachdem ihm die Mutter als dereinstiges Wiedererkennungszeichen und Mittel zur Wiedervereinigung eine seidene Binde um den Leib gewickelt hatte, die in Hieroglyphenschrift über Herkunft und nähere Umstände der Aussetzung Aufschluß gab. Charikles kehrt mit seiner Pflegetochter, die er nach sich Chariklea nennt, nach Delphi zurück, wo sie, mit innigem Verständniß für die Gebilde hellenischen Geistes begabt und von ihrem Pflegevater in die Geheimnisse der Natur und des Lebens sorgsam eingeführt, zur bildhübschen Jungfrau aufwächst. Da kommt eines Tages zur Feier des pythischen Nationalfestes eine thessalische Festgesandschaft nach Delphi, mit Theagenes an der Spitze, einem edlen thessalischen Ritter aus fürstlichem Geblüt. Nach feierlicher Prozession muß althergebrachter Sitte gemäß der Führer der Gesandtschaft

das Hekatombenopfer Apoll's mit einer Fackel anzünden, die ihm Chariklea als die schönste der Jungfrauen zu Delphi zu überreichen hat. Erlauben Sie mir, Ihnen diesen Moment der Ueberreichung der Fackel nach dem Original vorzuführen, in dessen Schilderung unser Dichter seine Meisterschaft in zart-inniger Auffassung psychologischer Prozesse glänzend bekundet.

Erste Begegnung.

„In dem Augenblicke, wo sich die jungen Leute sahen, liebten sie sich, als ob die Seele beim ersten Zusammentreffen das Gleichartige erkannt hätte, und dem ihr gebührenden Eigenthum zugeeilt wäre. Zuerst standen sie plötzlich still und wie betrübt. Zögernd reichte sie und zögernd nahm er die Fackel; lange hefteten sie die Augen unverwandt auf einander, nicht anders, als ob sie sich schon früher gekannt und gesehen hätten, und nun die Erinnerung daran in sich zurückriefen; dann lächelten sie, wenig nur und verstohlen, so daß ihr Lächeln nur durch die Erheiterung des Blickes sich kund gab; dann als beschämt über das Geschehene wurden sie glühendroth, und als die Krankheit ins Herz gedrungen war, erblaßten sie wieder. Mit einem Wort, es streiften zahllose Veränderungen in kurzer Zeit über beider Antlitz. Die große Menge bemerkte dieß nicht, wie natürlich."

Fernere Entwicklung.

Da Charikles auf die Verheirathung seiner Pflegetochter mit einem seiner Verwandten dringt, bleibt den Liebenden nichts übrig, als zu fliehen, und zwar nach erfolgtem Scheinraub, da Theagenes nicht den mindesten Makel auf Charikleen's Ehre kommen lassen will. Sie besteigen ein Schiff, das sie nach Aegypten bringen soll, fallen aber in die Hände eines kreuzenden Seeräubers, dem Chariklea so gut gefällt, daß er sie sich zur Gemahlin erwählt. An der Mündung des Nil legt das Räuberschiff

an; großartige Festlichkeiten und Gelage sollen die Hochzeit des Räuberhauptmanns verherrlichen. Da widersetzt sich Einer aus der Bande, der mit schlechtverhehlter Mißgunst, weil selbst in Chariklea verliebt, dem Beginnen seines Hauptmann's zugeschaut, einem an ihn ergangenen Befehl. Es beginnt ein scharfer Wortwechsel, die Bande vertheilt sich auf beide Parteien, der Hauptmann zieht das Schwert, und es folgt ein blutiger Vernichtungskampf, dem sämmtliche Piraten erliegen. Nur Theagenes, freilich mit Wunden bedeckt, und Chariklea sind glücklich gerettet.

Die Kürze der uns noch zugemessenen Zeit erlaubt uns nicht, die nun folgenden weiteren Abenteuer der Liebenden näher auszuführen; sie fallen endlich in die Hände des persischen Statthalters zu Memphis, werden von dem siegreichen Heere des Königs von Aethiopien, der die Perser auf's Haupt geschlagen, als Siegesbeute fortgeschleppt und sollen nun den Gesetzen des äthiopischen Landes gemäß als Erstlinge des Siegs den Göttern geopfert werden. Chariklea hat die Hieroglyphen-Binde, die ihr die Mutter bei der Aussetzung mitgegeben, sich um die Brust geschlungen, und wird daran von jenem Aethiopier, der sie einst dem delphischen Priester übergeben, als Tochter des äthiopischen Königs wieder erkannt. Der König verzeiht in seiner Freude seiner Gemahlin den frommen Betrug, Theagenes wird auf Chariklea's Fürbitte dem Opfertod entrissen und feierlich zum Schwiegersohn und dereinstigen Nachfolger auf dem Königsthron erkoren, worauf der Roman mit den Vorbereitungen zu einer glänzenden Hochzeit der Vielgeprüften abschließt.

Eine Reihe der tiefsinnigsten psychologischen Beobachtungen sind aller Orten eingestreut, nur etwas zu sklavisch Psychologie.

in's Gewand der Reflexion eingehüllt, so daß dadurch hie und da das Pathetische der Situation paralysirt wird.

Humor. Als Beispiel für den gesunden Humor, der das ganze Werk durchzieht, mag folgende Scene gelten, die zwar in neuern Romanen unzähligemal nachgebildet worden ist, doch ohne daß dadurch das Original an Frische verloren hätte. Nachdem Chariklea von der Aufregung über die erste Begegnung krank geworden, beruft ihr Pflegevater, der sich das nicht zu erklären vermag, in großer Besorgniß die berühmtesten Aerzte. „Da ergriff der gelehrte Akestinos — du kennst den Mann ohne Zweifel — ihre Hand, obgleich wider ihren Willen und schien die Krankheit aus dem Pulse beurtheilen zu wollen, der die Bewegungen des Herzens anzeigt, wie ich glaube, und nachdem er mit dieser Prüfung nicht wenige Zeit zugebracht, und Alles zu wiederholten Malen auf und abwärts erwogen hatte, sagte er: „Charikles, unsere Berathung ist hier überflüssig. Die Arzneikunst kann in diesem Fall durchaus Nichts wirken." Hierauf zog er mich bei Seite und sagte, ohne daß jene es hören konnten: „Muß nicht selbst ein Kind einsehen, daß es ein Seelenleiden ist?"

Personal. Der Mannigfaltigkeit der Scenen entspricht der bunte Wechsel der handelnden Personen; es kreuzen sich die Interessen von nicht weniger als 14 auf scharf individueller Basis ruhenden Hauptcharakteren. Außerdem stehen dem Dichter noch eine Anzahl Figuren zweiten Ranges zur Verfügung, die er, um eine unerwartet drastische Verwicklung hervorzuzaubern, momentan auftreten und wieder verschwinden läßt.

Dekoration. Nicht genug: eine glänzende fast theatralische Dekoration wetteifert mit den Verschlingungen und Peripetieen der Handlung, dem Leser nirgends Zeit zur Abspannung

zu lassen. Wir werden in's innerste Heiligthum des Tempels von Delphi geführt, um die Orakelsprüche unmittelbar aus dem Munde der Pythia selbst zu vernehmen. Dazu die Haine rings um den Tempel von Opfern, festlichen Processionen und Kampfspielen belebt, der Nil mit seinen Inseln, Höhlen und Sümpfen, in deren undurchdringlichem Rohrdickicht der Räuberstaat haust, dann die üppigen Paläste stolzer persischer Statthalter, neben den einfachen gemüthlichen Wohnungen friedlicher Bürger; traute Familienfeste, blutige Schlachten, belagerte Städte und endlich der prangende Hofstaat eines Königs mit Siegesfesten und Opfern, Ringkämpfen und Stiergefechten — Alles zieht in bunter Märchenpracht am staunenden Leser vorüber.

Geschichte des Romans.

Der neuern Welt wurden die äthiopischen Geschichten des Heliodor erst im 16. Jahrhundert bekannt, wo sie bei der Plünderung von Ofen mit einem Theil der reichen Handschriftenbibliothek des Matthias Corvinus nach Deutschland gelangten. Keiner der griechischen Romane hat eine so lebhafte Theilnahme bei der ganzen gebildeten Welt erregt. Eine Menge von Uebersetzungen in allen Sprachen und Nachbildungen in Prosa und Poesie hat er an's Licht gerufen. Cervantes' Roman Persiles und Sigismonda galt als berühmteste Nachahmung. Calderon brachte den Stoff unter dem Titel Los hijos de la Fortuna Teagenes y Cariclea auf die Bühne, dem bald mehrere Engländer und Franzosen nachgefolgt sind. Racine selbst hatte daran gedacht, damit das Repertoire des théâtre classique zu bereichern; hatte er doch, als er in seinen Jugendjahren zufällig darauf stieß, die äthiopischen Geschichten mit solchem Heißhunger verschlungen, daß man ihn durch öfteres Wegnehmen des Buches nur dazu bringen konnte, dergleichen Unannehmlichkeiten durch genaues Auswendiglernen des

Ganzen vorzubeugen. Von weiteren Nachahmungen begnüge ich mich Ihnen anzuführen, daß die Episode bei Tasso im befreiten Jerusalem Canto XII. von der Geburt Clorinden's ganz aus Heliodor entlehnt ist, der überhaupt an Tasso einen eifrigen Leser gefunden hat.

Achilles Tatius.

In engem Anschluß an Heliodor erscheint der zweite größere griechische Roman des Achilles Tatius, der, wie die Menge der erhaltenen Handschriften zeigt, offenbar seines pikanten Inhalts wegen ein großes Publikum gefunden hat. Auch Achilles Tatius soll in seinen spätern Jahren zum Christenthum übergetreten sein. Von Heliodor, den er in den hin und wieder eingestreuten Reflexionen treu ausschreibt, unterscheidet er sich nicht gar vortheilhaft durch vorherrschende Beschreibung von Kunstwerken und Naturerscheinungen in ermüdendem Eingehen auf's Detail. Der Gang der Handlung bewegt sich bei ihm in epischer Behaglichkeit ohne festgeschlossene Einheit und harmonisches Zusammenwirken der einzelnen Theile zu einem befriedigenden Totaleindruck. Den Leser sucht er in Ermanglung eines einheitlichen mit vollem Bewußtsein über die verfügbaren Kräfte durchgeführten Planes durch stets tollere und ungeheuerlichere Wundergeschichten zu fesseln; es fehlt an Logik der Entwicklung.

Entwicklung des Romans.

Einem Jüngling von Sidon, Namens Kleitophon, ist dessen Schwester zur Ehe bestimmt. Kurz vor der Heirath sendet sein Oheim, ein reicher Banquier in Byzanz, da die Stadt schweren Kriegen entgegen geht, seine Frau nebst Tochter Leukippe zu seinen Verwandten nach Sidon. Beim Anblick seiner Cousine vergißt Kleitophon Schwester und nahende Hochzeit. Nachdem er Gehör gefunden, beschließen die Liebenden zu fliehen. Unterdessen ist ein reicher Byzantiner, der von Leukippens Schönheit

gehört, ihr nach Sidon nachgezogen in der Absicht, sie mit Gewalt zu entführen, raubt die zufällig am Ufer den Göttern opfernde Schwester Kleitophons, die er für Leukippe hält, bringt sie nach Byzanz und macht, nachdem er sich erst als zukünftiger Ehemann das regellose Junggesellenleben abgewöhnt, beim Vater seiner Braut einen Besuch, der sich nun als Onkel herausstellt und soweit es ihm in dieser Eigenschaft zusteht, nach einigen fürsorglichen Ermahnungen seinen Segen dazu gibt. Kleitophon und Leukippe sind unterdessen auf einem ägyptischen Kauffahrer auf und davongefahren, gerathen aber bald in die Hände von Seeräubern. Kaum haben sich diese wieder in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen, so werden sie von der ägyptischen Landwehr, die gegen sie abgesandt worden, angegriffen, zu welcher sich Kleitophon in der Verwirrung des Getümmels flüchten kann. Sein Genosse Satyros bleibt sammt Leukippe in den Händen der Räuber zurück, die nun, um die Gottheit für den Sieg günstig zu stimmen, jene zu opfern beschließen, und zwar durch Satyros' Hand, da er sich ihnen als ägyptischen Priester und Magier ausgegeben. Mit eigenen Augen muß es Kleitophon vom Lager der ägyptischen Truppen aus mit ansehen, wie seine Braut getödtet, ihr Herz und Eingeweide zum Mahle ihrer Henker aus der Brust gerissen, ihr Leichnam endlich eingescharrt wird. Wie er nun nach dem Abzug der Räuber sich verzweiflungsvoll über das Grab seiner Geliebten wirft, hört er plötzlich tief aus dem Boden ein leises Wimmern; ein Mann, in dem er seinen Freund Satyros wieder erkennt, tritt hinzu und bedeutet ihm, die Rasendecke zurückzuschlagen, worunter er aber nur die blutende Leiche erblickt. Da fordert ihn Satyros auf, für einen Moment die Augen zu schließen,

und als er sie wieder öffnet, — sinkt ihm Leukippe gesund und heil in die Arme. Das Räthsel löst sich durch Satyros' Erklärung, er habe mit einem Theaterdolch, den er unter den Effekten eines von den Räubern eingefangenen reisenden Schauspielers gefunden, Leukippen nur zum Schein getödtet, nachdem er ihr vorher Herz und Eingeweide eines Schafs über den Leib gebunden. Hoch erfreut kehrt Kleitophon in's ägyptische Heerlager zurück, dessen Commandant aber unglücklicherweise sich sofort in Leukippe verliebt. In Folge eines ihr in zu starker Dosis beigebrachten Zaubertrankes verfällt sie in Wahnsinn, der erst, nachdem der Hauptmann in einem Treffen gefallen, durch die wohlwollenden Bemühungen eines Hirten mittelst eines Gegengiftes gehoben wird. Kaum ist die Gesellschaft in der Residenz Alexandria angelangt, als jener Hirte, dem es unterdessen Leukippe auch angethan, alle einlädt, mit ihm den berühmten Leuchtthurm zu betrachten, bei welcher Gelegenheit er sie durch ein Paar handfeste Burschen wegschleppen läßt, um dann mit ihr auf einem Piratenschiff davon zu segeln. Kleitophon setzt ihm natürlich gleich nach; doch kaum merken die Piraten, daß sie auf dem Punkt sind eingeholt zu werden, so hauen sie Leukippen in Stücke, werfen den Leichnam in's Meer und retten sich während Kleitophon trostlos die Gliedmaßen seiner nun wirklich gestorbenen Geliebten zusammensucht. Traurig kehrt er nach Alexandria zurück, vernimmt, nachdem er dort eine Zeitlang seinem Schmerze hingehangen, von seinen Freunden, daß eine reiche junge Wittwe aus Ephesus sich dermalen in Alexandria um seinetwillen länger aufhalte und ihn sehnlichst kennen zu lernen wünsche. Endlich entschließt er sich, seiner Freunde Vorstellungen nachzugeben, läßt sich einführen, und gewinnt gleich bei der ersten

Audienz Herz und Hand der Epheſierin. Da er aber ſeiner verſtorbenen Geliebten wenigſtens ſo lange er in den Gegenden weile, wo ſie den Tod gefunden, die Treue zu bewahren wünſcht, ſoll die Vermählung erſt in Epheſus gefeiert werden. Hier trifft er auf einem der Landgüter ſeiner zukünftigen Gemahlin ein von Schlägen mißhandeltes Sklavenmädchen, das ihn wunderſam an Leukippen erinnert, — als welche ſie ſich ihm auch bald enthüllt. Jene Piraten hatten nämlich, in der Hoffnung, Leukippen ob ihrer großen Schönheit vortheilhafter verkaufen zu können, einem andern minder hübſchen Mädchen deren Gewänder angezogen und dieſes an ihrer Stelle getödtet. Schon wird die epheſiſche Wittwenbraut, die den Zuſammenhang erräth, eiferſüchtig — da kommt ihr eigener Mann, den ſie als geſtorben betrachtet, wohlbehalten von der Reiſe zurück, läßt die Schuldigen, — denn ſchon vor der Stadt hatte er gehört, wie es während ſeiner Abweſenheit zu Hauſe hoch hergegangen —, in Feſſeln ſchlagen und vor Gericht führen. Die glückliche Dazwiſchenkunft von Leukippens Vater aus Byzanz und vorzugsweiſe deſſen Bankanweiſungen löſen endlich alle Mißverſtändniſſe zum Guten auf. Nachdem am Ende noch in Sidon die Verzeihung der getäuſchten Eltern nicht allzuſchwer erlangt worden, ſchließt man mit einer glücklichen Doppelhochzeit.

Ich eile zu Ende.

Waren die bisher beſprochenen Romane aus der Brief- und Kleingemäldelitteratur hervorgewachſen, ſo ſchloß der Schäferroman des Longus ſich enger an die Idyllenpoeſie des Alexandriners Theokrit an. Die Hirtengeſchichten des Daphnis und der Chloe ſind in neuerer Zeit Muſter und Vorbild einer ganzen Reihe von Schäferromanen und Idyllen geworden: ich erinnere Sie

Longus.

nur an Bernardin de St. Pierre's Paul und Virginie und an die Geßner'schen Hirtenidyllen.

Charakter. Den ländlichen und hirtlichen Charakter hat Longus mit Treue und Wahrheit überall beibehalten: Anmuth der Natur und unschuldige Einfalt der Sitten bilden das Netz, in welches allerlei ländliche Abenteuer höchst einfacher und schmuckloser Erfindung eingezeichnet werden. Die beiden Hauptpersonen des Stücks, Daphnis und Chloe, sind vornehmer Abkunft, aber bei der Geburt ausgesetzt und von Hirten in ländlicher Sittenunschuld auferzogen worden. Man hat treffend bemerkt, daß ein neuerer Romandichter gewiß diese edle Abkunft auf Reden und Handlungen hätte bestimmend und charakteristisch einwirken und so in wohlfeiler Schlußfolgerung die edle Abstammung selbst in ganz heterogenen Verhältnissen sich nicht hätte verläugnen lassen. Longus läßt sich aber dadurch wenig beirren. Hatte er doch die hohe Herkunft nur fingirt, um ein dramatisches Moment für seinen sonst zu einförmigen Stoff zu gewinnen.

Chariton. Die Reihe der bedeutenderen Romanschriftsteller schließt Chariton aus Aphrodisias. Seine Geschichte des Chäreas und der Kallirrhoe zeichnet sich den genannten Werken gegenüber vortheilhaft durch die bewußte Vermeidung aller unglaublichen Wundergeschichten aus. Sie nimmt mehr einen natürlichen, ruhigen Verlauf. Freilich werden Räuber, Nachstellungen, Prüfungen aller Art auch hier nicht gespart; auch der persische Hof zu Susa mit all' seiner Pracht wird hereingezogen, indem das Paar durch die Liebe des Perserkönigs Artaxerxes zu Kallirrhoe in nicht geringe Verlegenheit gesetzt wird. Uebrigens gibt uns schon die durchaus neue Einkleidung des Stoffs in eine historisch bestimmte abgegränzte Zeit — Kallirrhoe

ist nämlich die Tochter des syrakusanischen Feldherrn Hermokrates, des Hauptheldeu im Krieg der Stadt gegen die sizilische Expedition Athens in der Mitte des peloponnesischen Kriegs — sowie der ganze Ton der Ausführung das Recht, das Werk einen historischen Roman zu nennen, wobei freilich, wie auch heutzutage, die Geschichte den Zwecken des Dichters dienen mußte. Chariton ist auch hierin seinen eigenen Weg gegangen, daß er mit Verlassen der gewöhnlichen Fiktion vom Schicksal zweier Verlobten, ein jung verheirathetes Ehepaar daraus schuf, und zwar deßhalb, um das dadurch ermäßigte Pathos der Liebe anderweitig verwerthen zu können.

Ob und wie weit diese Romane auf Sitten und Anschauungen ihrer Zeit eingewirkt haben, dafür fehlen uns alle Nachrichten: es ist ein durchgreifender Einfluß auch kaum glaublich, da die beiden Haupterfordernisse jedes Kulturaufschwungs, lenksame Zeiten und geniale Persönlichkeiten schon lange in's Bereich der Unmöglichkeiten gehörten. Die Romane und die Zeit.

Wir werden ihren Einfluß beschränken müssen auf die Thatsache, daß an der neuen Dichtungsgattung die leidlichste Seite des geistlosen Byzantinerthums bis in's 15. Jahrhundert hinein gezehrt hat.